

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 88 (2008)
Heft: 961

Rubrik: Dossier : Appenzellerland : klein und erfolgreich

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- (1) Konkurrenz und Kooperation
- (2) «Wir haben einen Sympathiebonus»
- (3) Wie die Kleinen die Grossen überholen
- (4) Der Riss zwischen Alltag und Brauchtum
- (5) Appenzellermusik zwischen Tradition und Innovation
- (6) Von der freien Kunst des Heilens
- (7) Die Zellweger und das Wirtschaftswunder
- (8) Bundesbahnfrees Hoheitsgebiet
- (9) Erlebtes Appenzellerland
- (10) Das «Häämetli» als Urzelle der Gemeinschaft

Appenzellerland – klein und erfolgreich

«*Herkunft aber bleibt stets Zukunft*» – so Martin Heidegger. Doch genügt der Stolz auf die Herkunft, um stets auch Zukunft zu haben? Die beiden Appenzell, Innerrhoden und Ausserrhoden, sind – jedes in seiner Weise – traditionsbewusst. Heimat wird in beiden Gemeinschaften nicht «im Blick zurück» erlebt, sondern im behutsamen Umgang mit dem Neuen. Zunächst muss das Neue beweisen, dass es besser ist als das Herkömmliche, doch ist es in jener seltsamen Mischung gut aufgehoben, die im folgenden Dossier dokumentiert wird: im Realismus und Pragmatismus der Nicht-Reichen, in der Neugierde des Dorfbewohners, im bäuerlich-gewerblichen Traditions- und Qualitätsbewusstsein, in der Lust an der Dissidenz zum Vorherrschenden (mit liberalen oder konservativen Motiven), in der gelegentlich schalkhaften Experimentierlust und im ausgeprägten Sinn für den Wettbewerb unter Nachbarn.

Die Appenzeller erkämpften sich ihre Unabhängigkeit von der Feudalherrschaft des Abts von St. Gallen im 15. Jahrhundert und wurden 1513 Mitglieder der Alten Eidgenossenschaft. Einen blutigen Glaubenskrieg ersparten sie sich, indem sie ihr kleines Land in zwei Halbkantone aufteilten und das Problem durch ein Verfahren lösten,

das man in der modernen Demokratietheorie als eine Verknüpfung von «*Exit, voice and loyalty*» bezeichnet.

Wer aus den inneren Rhoden zum neuen Glauben übertrat, musste in die äusseren Rhoden umziehen und vice versa. Da das Appenzellerland insgesamt klein ist, beschränkte sich der Ortswechsel meist auf wenige Kilometer. Die Landteilung hatte allerdings einen aussenpolitischen Preis: die Herabstufung zu zwei Halbkantonen auf eidgenössischer Ebene. Sie stellen je nur einen Ständerat, und ihre Standesstimme zählt nur halb. Im übrigen sind sie Vollkantonen gleichgestellt.

Der Begriff «Rhod» wird auf lateinische Ursprünge zurückgeführt und bezeichnet eine genossenschaftliche Organisation, in der verschiedene öffentliche Aufgaben als Gemeinwerk, das heisst als Ehrenamt, von Person zu Person rotieren. Durch die zeitliche Begrenzung wird sowohl eine Überbelastung als auch eine Machtballung verhindert.

Die zehn Beiträge des Dossiers beleuchten zehn sehr unterschiedliche Facetten des Appenzellerlandes, die zeigen, wie (und vielleicht auch warum) man gleichzeitig klein und erfolgreich werden, sein und – hoffentlich – auch bleiben kann.

Robert Nef

Sie sind jeder mehr als halb und doch nicht ganz: Appenzell Ausserrhoden und Innerrhoden. Wenn sich zwei Schwesterkantone zu ähnlich sehen, versuchen beide, anders zu sein als der andere. Das gelingt ihnen nicht immer. Zum Glück.

(1) Konkurrenz und Kooperation

Hanspeter Spörri

Zwischen Appenzell Ausserrhoden und Appenzell Innerrhoden verläuft eine Grenze, die ausserhalb der Ostschweiz kaum wahrgenommen wird; man weiss nicht, wo sie verläuft und was durch sie geschieden wird. Früher einmal trennte sie die katholischen von den protestantischen Appenzellern; die fast ausschliesslich landwirtschaftlich und handwerklich orientierten von den früh industrialisierten; die konservativen von den freisinnigen. Sie trennte Ähnliches und zugleich markant Unterschiedliches, zwei Halbkantone, die seit der Trennung 1597 Rücken an Rücken gelebt und sich manchmal aneinander gerieben haben.

Heute trennt die Grenze zwei Kantone, die je über nur einen Ständeratssitz verfügen, ansonsten aber nicht mehr nur halb sein wollen; die trotzdem nur je ein Teil des Ganzen sind; die miteinander in Wettbewerb stehen, aber unter dem gleichen Markennamen agieren; die unterschiedlich mit ihrer Tradition umgehen; zwei Kantone, von denen nur noch einer eine Kantonalbank besitzt und seine politischen Geschäfte an der Landsgemeinde regelt; der andere ist durch den Verlust der Bank – den Notverkauf an die damalige Bankgesellschaft im Jahre 1996 – in eine Vertrauenskrise gestürzt, die ihrerseits

wohl kurz darauf zur Abschaffung der Landsgemeinde beitrug. Noch immer trennt also die Kantonsgrünze Ähnliches und zugleich markant Unterschiedliches.

Mit einem Konkurrenzkampf unter Geschwistern vergleicht der Komponist und Musiker Steff Signer («Infra Steff») die innerappenzellischen Beziehungen; man sei sich zwar tatsächlich ähnlich, suche und betone aber gerade deshalb die Unterschiede. Und bei genauem Hinsehen offenbarten sich diese als riesig. «Wir sind in Ausserrhoden inzwischen so liberal und aufgeklärt, dass wir keinen Glauben mehr haben an die Tradition», sagt Signer, der nahe der Kantonsgrünze beim «Hargarten» aufgewachsen ist. «Ausserrhoden ist so mit der Erneuerung und Modernisierung beschäftigt, dass die Zeit fehlt, zurückzulehnen und über das eigene Herkommen nachzusinnen.»

Als Künstler beeindruckt ihn das Spannungsverhältnis zwischen Gut und Böse, Himmel und Hölle, Gott und Teufel, dessen man sich in manchen katholischen Regionen und gerade auch im Innerrhodischen noch bewusst sei; dieses Bewusstsein fördere die Kreativität, erhöhe indirekt also sogar die Bereitschaft zu Neuerungen. Als Beispiele erwähnt Steff Signer den nicht mit ihm verwandten Innerrhoder Künstler Roman Signer, der in seiner Heimat wohl umstritten, inzwischen aber zu Weltruhm gelangt sei, und die Unternehmerin Gabriela Manser, die der Innerrhoder Mineralquelle Gontenbad mit originellen Produkten und entsprechendem Marketing zu neuer Blüte verholfen habe. Häufig offenbare sich ein Zusammenhang zwischen wirtschaftlichem oder künstlerischem Erfolg und einem Bewusstsein für die eigene Herkunft.

Steff Signer ist nicht der einzige Ausserrhoder, der seinen Blick nach Innerrhoden richtet und beeindruckt ist von dessen Mischung aus Tradition und Fortschrittlichkeit: «Appenzeller mussten schon immer Grenzen überschreiten, wenn sie weiterkommen wollten», sagt Signer. Jetzt gilt dies wohl auch für die innerappenzellische Grünze.

«Appenzell» ist eine bekannte, gut eingeführte Marke, deren Aufbau Jahrhunderte gedauert hat und die immer schon beide Halbkantone umfasste. Bereits die blosser Nennung weckt unzählige Assoziationen und Sehnsüchte: Natur, Gesundheit, Originalität, Selbstbewusstsein, Lebensfreude, Witz, Harmonie, Tief- und Hintersinn. Noch in weitentfernten Gegenden weiss man, wer oder was die Appenzeller sind: eigen-

ständige, feinfühlig, freiheitsliebende, musikalische Voralpenbewohner mit Charakterköpfen. «Selten trifft man auf Reisen so aufgeschlossene Menschen, so heimatverbundene und traditionsbewusste», schrieb kürzlich beispielsweise die «Berliner Zeitung» auf ihrer Reiseseite: «Uraltes Brauchtum wird tatsächlich im Alltag gelebt, ehrbares Handwerk gepflegt, und gern lässt man den Gast daran teilhaben.»

Der Reporter aus Deutschland wurde offensichtlich gut betreut, und zwar in Ausserrhoden ebenso wie in Innerrhoden; denn er erwähnt als beispielhafte Besonderheiten unter anderem die Ausserrhoder Naturärzte und die Innerrhoder Bierbrauerfamilie Locher mit ihrem Faible für Spezialitäten. Ausserrhoden profitiert mit, wenn Innerrhoder Unternehmen Produkte kreieren, die als sympathisch und exklusiv gelten und den Markennamen «Appenzell» in die Welt tragen.

Lob, sei es für die lebendige Tradition oder die dynamische Modernisierung, liest und hört man im Appenzellerland gern, aber man ist es schon seit dem 18. Jahrhundert gewohnt, als laut dem verstorbenen Appenzeller Historiker und Germanisten Peter Fässler in literarischen Kreisen eine Appenzell-Begeisterung um sich griff, eine Sehnsucht nach dem Reinen und Echten, nach Freiheit und Kühnheit, die man im Appenzellischen zu finden hoffte.

Über das Appenzeller Volk schrieb der Zürcher Literat Johann Jakob Bodmer 1747: «Es hält so eifrig auf die Rechte der Freyheit, / Dass selbst sein Freund es übel mit ihm verderbte, / Der eine Bürd' ihm ungebeten vom Naken / Zu wälzen gedächte. – Hier schämet sich der Mensch noch nicht vor dem Menschen, / Und hat noch nicht gelernt sein Hertz zu verbergen, / Hier zeigt sich das Bedürfniss und das Gefühle / Des menschlichen Herzens.» Peter Fässler sah in dieser Ode eine der Stiftungsurkunden des Appenzell-Lobs. Dieses zog in der Folge immer weitere Kreise. Vor allem der appenzellische Sinn für Humor wird immer wieder erwähnt. «Die Lust, alles Unechte, Wichtig-tuerische, Bonzenhafte mit untrüglicher Witternase aufzuspüren und mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit anzugreifen, ist echt appenzellisch», schrieb der Ausserrhoder Sekundarlehrer Walter Zuberbühler in seinem Essay zum ersten Bildband des Fotografen und einstigen Nationalrats Herbert Maeder. Und weiter: «Jedermann anerkennt die reinigende, im wahrsten Sinne richtende Kraft des Scherzes, Spottes und Witzes, nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude, die auch im Appenzellischen die reinste aller Freuden ist.»

Aber Zuberbühler diagnostizierte in seinem 1956 publizierten Text nicht nur einen «hellwachen Sinn für Komik»: «Sei auf der Hut», warnte er allzu Begeisterte. «Dein Liebling, das geschwätzige Witzboldchen, könnte sich als ein erschreckend humorloser Gassen- oder Wirtshauslächler entpuppen, grossartig aufgeräumt vor der Flasche, wenn das Kollektiv und der Wein seine Verkrampfung für eine Stunde gelöst, furchtbar nüchtern und kleinlich und rücksichtslos im Alltag, empfindlich wie eine Mimose, die geringste Verletzung seiner Eitelkeit blutigernst nehmend.»

Auch Jacques Benz, ausgewanderter Appenzeller, der in Lausanne Direktor einer Papierfabrik war und heute den Ruhestand im Tessin geniesst, sprach 1988 von einem grossen Trugschluss: «Tatsächlich gifteln viele Appenzeller sehr gern. Aber beim Mitgifteln Dritter können sie sehr viel weniger verliede als andere.»

Es ist wohl nötig, dass einzelne Appenzeller ob des fortdauernden Lobs zur Selbstkritik ansetzen. Aus unterschiedlichen Gründen nagt

«Appenzell» ist eine Marke, deren Aufbau Jahrhunderte gedauert hat. Die blosser Nennung weckt unzählige Sehnsüchte: Natur, Gesundheit, Originalität, Selbstbewusstsein, Lebensfreude, Witz und Harmonie.

leiser Zweifel, nicht alle positiven Klischees möchten berechtigt sein, an der appenzellischen Selbstwahrnehmung. Zahlreiche Ausserrhoder Gemeinden sind dem Trend zur Vervorstädterung unterworfen und inzwischen Teil der Agglomeration St. Gallen geworden. Der Hügellandschaft droht durch die zunehmende Zersiedelung augenscheinlich die Banalisierung. Aber eben, zu viel Selbstkritik ist auch nicht gut, und so schliesst man, solche Trends seien kennzeichnend für die ganze Schweiz: was Raumplaner als Siedlungsbrei bezeichnen, dehnt sich ungebremst aus, kriecht in die Täler und erklettert exponierte Hanglagen.

Vieles könnte man im Bereich des Bauens wohl viel besser machen. Vielleicht brauchte es dazu nur mehr Selbstvertrauen. Oder mehr von dem, was der Innerrhoder Goldschmied Sebastian Fässler an den Tag legt. In ungewohnter Weise verbindet er Stolz und Selbstbewusstsein mit Bescheidenheit und Demut. Er pflegt die Tradition, aber in einem dialektischen Sinn: «Zur Tra-

dition gehört nicht nur, dass man am Überlieferten festhält», sagt er, «das ist nur die eine Seite der Medaille, die andere ist, dass man früh genug merkt, wenn man etwas anders machen kann und muss.» Es geht darum, die Grundsätze zu pflegen, die Liebe zum Handwerk, zur Idee. «Dann kann man ganz viel ganz anders machen.»

Sebastian Fässler hat von seinem verstorbenen Vater Emil viel handwerkliches Wissen und Kön-

Es geht darum, die Grundsätze zu pflegen, die Liebe zum Handwerk, zur Idee. «Dann kann man ganz viel ganz anders machen.

nen übernommen – und wohl auch die Offenheit gegenüber Neuem; er stellt weiterhin traditionellen appenzellischen Schmuck her, den er sachte und zurückhaltend verändert, entwirft aber auch Zeitgenössisches und Modisches für die Zürcher Boutique «En Soie». Er sei «ein langsamer Mensch», überlege lange, studiere, bis es «im Kopf stimmt». Es sei Geduld nötig. – Beschreibt Fässler so den kreativen Prozess? «Dem sagt man

Die Appenzeller mussten weggehen, wenn sie etwas erreichen wollten. «Sie sahen früh, dass die Märkte nicht hier sind, und dass man eben zu den Märkten gehen muss», sagt Goldschmied Sebastian Fässler.

heute vielleicht so. Ich sage: du musst schwanger werden mit einer Idee, sie in dir austragen, mit ihr wachsen.»

Fässler sieht sich nicht als Designer – «vor grossen Designern habe ich grossen Respekt» –, sondern als Handwerker mit der Ambition, schöne Sachen zu entwerfen: «Ich zeichne, was ich gerne sehe. Ganz wenig kommt aus mir selber. Meistens beeinflusst mich etwas, das mich beeindruckt.» Vorbild sind ihm die unzähligen namenlosen Appenzeller Stickereizeichner, deren Entwürfe in der St. Galler Textildibliothek lagern und die einen grossen Beitrag zur Mode des 20. Jahrhunderts geleistet hätten.

Die Appenzeller, weiss auch Fässler, mussten schon immer weggehen, wenn sie etwas erreichen wollten: «Sie sahen früh, dass die Märkte nicht hier sind, und dass man eben zu den Märkten

gehen muss.» Das sei einfacher, wenn man wisse, wohin man gehöre, woher man komme; denn dann wisse man auch, das man etwas beizutragen habe. «Du bist nicht global, nur weil du in wenigen Tagen um die Welt reisen kannst. Global bist du, wenn du das Eigene mit Stolz in dir trägst. Das, was man heute Globalisieren nennt, ist doch ein Geplänkel. Bevor du globalisieren kannst, musst du den eigenen Sachen nachgehen. Dafür brauchst du Zeit. Das kannst du nicht kaufen und nicht herunterladen.»

Im Netz herunterladen kann man aber beispielsweise eine Anzeige, die der Kanton Appenzell Ausserrhoden geschaltet hat. Finanzdirektor Köbi Frei (SVP) – zweifellos ein pfiffiger Appenzeller auch er – informiert darin über die Ausserrhoder Steuerpolitik: «*Wir haben vier Veranstaltungen in Zürich, zwei in Deutschland und eine in Herisau durchgeführt. Bei allen Anlässen waren die Stühle bis auf den letzten Platz besetzt. Daraus lässt sich schliessen, dass das Interesse an der tiefen Ausserrhoder Gewinnbesteuerung bei Treuhändern, Banken und Unternehmern sehr gross ist.*» Die gute Nachricht, die Frei zu verbreiten wünscht: «*Mit nur 6 Prozent kantonaler Gewinnsteuer nimmt Appenzell Ausserrhoden nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Europa eine führende Position ein.*» Und Frei – auch darin Appenzeller – gibt sich bescheiden und dialogbereit: «*Selbstverständlich gibt es kritische Stimmen zu unserer Steuerpolitik. Auch wenn diese in der Minderheit sind, nehmen wir diese Stimmen wahr. Sie helfen uns, noch bessere Politik zu machen. Unser Kanton ist schuldenfrei und besitzt ein beachtliches Polster an Eigenkapital.*»

Schuldenfrei ist auch Innerrhoden, erfährt man ebenfalls im Internet, und dies, obwohl die Steuerbelastung für natürliche Personen wie auch für Kapitalgesellschaften mehrmals erheblich gesenkt worden sei. Dies ist der moderne Standortwettbewerb. Den tragen die Appenzeller getrennt aus; da gleichen sich die schlauen Appenzeller ganz und gar.

HANSPETER SPÖRRI, geboren 1953, stammt aus Teufen A.Rh. und war zuletzt Chefredaktor der Berner Tageszeitung «Der Bund». Heute arbeitet er als freier Journalist und Referent.

Von aussen wird das Appenzellerland mehr von seiner traditionellen Seite wahrgenommen. Tatsächlich haben die kleinen Gemeinschaften nur überlebt, weil sie sich immer wieder an neue Situationen angepasst haben, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Gedankenaustausch zweier Appenzeller über ihren Heimatkanton.

(2) «Wir haben einen Sympathiebonus»

Robert Nef im Gespräch mit Marianne Kleiner

Die Appenzeller gelten als besonders schlagfertig und witzig und auch als ausgeprägte Individualisten. Gibt es so etwas wie einen Appenzellischen Volkscharakter, oder sind das alles nur Klischees?

Die Vielfalt hat in den letzten Jahrzehnten zugenommen. Die Zuwanderung, die ich persönlich positiv finde, hat doch einige typische Züge nicht zum Verschwinden gebracht. Appenzeller sind es gewohnt, sich auf die Alltagspraxis zu konzentrieren, zuerst zu überlegen und dann zu reden, möglichst schnörkellos, kurz und bündig, und immer mit der Fragestellung im Hinterkopf «Was nützt das?». Die Erinnerung an Zeiten, in denen die meisten sehr arm waren und das sparsame Haushalten in allen Lebensbereichen überlebenswichtig war, ist immer noch lebendig. «Da bruucht's nöd» pflegte meine Mutter häufig zu sagen. In sehr vielen Fällen stimmt diese Feststellung – auch in der Politik.

Und der vielgerühmte Appenzeller Humor?

Er ist nicht immer und auch nicht bei allen vorhanden, aber er gehört zum Volkscharakter. Oft ist er gepaart mit einer Art Melancholie und Schwermütigkeit.

Liegt darin auch ein Grund für die statistisch nachgewiesene, vergleichsweise hohe Selbstmordrate, die nicht so richtig zur Vorstellung vom «lustigen Völklein» passen will?

Es gibt dafür verschiedene Erklärungen. Eine wichtige Rolle spielt wohl die besonders intensive gegenseitige soziale Kontrolle, die bei persönlichen Problemen das Leichtnehmen erschwert und die Ausweichmöglichkeiten einschränkt. Wo vieles dank Leichtigkeit und Humor gelingt, gibt es als Schattenseite beim Misslingen immer auch die Melancholie.

Sie waren während vieler Jahre Mitglied der kantonalen Regierung und übten als Frau Landammann auch das höchste politische Amt des Kantons aus. Heute sind Sie Mitglied des Nationalrates. Obwohl die Appenzeller gerne nein sagen und bürokratischen Hierarchien gegenüber traditionellerweise wenig Respekt zeigen, gelten sie in Bern als konsensfähig und kooperativ.

Ja, man mag uns gut. Wir haben einen Sympathiebonus. Vielleicht hängt dieser auch damit zusammen, dass man vor uns keine Angst haben muss, da wir zahlenmässig nicht ins Gewicht fallen und damit weniger gefährlich sind als die Volksvertreter grosser, einflussreicherer Kantone.

Sie waren in der Regierung für die Finanzen verantwortlich. Die Landwirtschaft hatte im Hügel- und Berggebiet seit je einen schweren Stand, und es bildeten sich schon früh Mischformen von Nebenerwerbsbetrieben, Kleingewerbe, Industrie, Handel und Tourismus. Sind die Appenzeller wirtschaftlich eher Nachzügler oder kann man sie auch als Pioniere neuer Erwerbs-, Wohn- und Lebensformen bezeichnen?

Der Strukturwandel hat im Kanton Appenzell Ausserrhoden schon sehr früh eingesetzt. Die wenigsten wissen, dass wir schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts (und vor dem Kanton Glarus) eines der meistindustrialisierten und auch überdurchschnittlich dicht besiedelten Gebiete der Schweiz waren. Die Förderung der kleinen landwirtschaftlichen Nebenerwerbsbetriebe hatte in der offiziellen Landwirtschaftspolitik Berns nie Priorität. Viele aktuelle Bundesgesetze zum Thema Raumplanung, Bodenrecht und Landwirtschaft passen schlecht zu unseren historisch gewachsenen Gegebenheiten und den Mischformen, bei denen sich manches überlagert, z.B. bei der Erneuerung und beim Ersatz alter Bauten ausserhalb der Bauzonen, wo es mehr Spielräume brauchen würde.

Die beiden Appenzell waren die letzten Kantone der Schweiz, die vor erst knapp 20 Jahren das kantonale Stimm- und Wahlrecht für Frauen einführen, in Ausserrhoden durch Landsgemeindebeschluss,

in Innerrhoden aufgrund eines Bundesgerichtsurteils. Zeugt das nicht doch von einer gewissen Rückständigkeit?

Ich bin sehr froh, dass wir diesen Schritt in unserem Kanton noch selber geschafft haben. Der Grund für die späte Einführung des Frauenstimmrechts liegt nicht etwa darin, dass die Appenzeller besonders frauenfeindlich eingestellt wären. Sie taten sich einfach schwer mit der Vorstellung, dass die traditionelle Landsgemeinde auch gemeinsam mit den Frauen durchgeführt werden könne. Vier Jahre nach Einführung des Frauenstimmrechts wurde ich dann ja als eine von zwei Frauen in die Kantonsregierung gewählt. Wir hatten schon im Wahlkampf Wert darauf gelegt, dass es günstig für die Aussenwahrnehmung sein könnte, wenn gleich zwei Frauen ins siebenköpfige Gremium gewählt würden.

Was waren für Sie die entscheidenden Herausforderungen?

Der Kanton durchlief eine besonders schwierige Phase, während der ich in der Regierung die Ver-

Anfangs glaubte ich, die beiden Bereiche hätten wenig gemeinsam. Ich habe dann aber sehr schnell gemerkt, welche zentrale Rolle die Psychologie in der Finanzpolitik und in der Politik ganz allgemein spielt. Es geht ja meistens um irgendwelche Verteilungskämpfe und damit um gruppendynamische Prozesse. Der politische Kampf um gesunde Finanzen ist «Psychologie pur», und wer sich auf diesem Klavier etwas auskennt, kann auch besser darauf spielen.

Sie waren als Mitglied der FDP auch Vizepräsidentin der Schweizerischen Parteileitung. Der Kanton Appenzell Ausserrhoden ist möglicherweise die einzige Gebietskörperschaft der Welt, die politisch seit Jahrhunderten fest in liberaler Hand ist. Gibt es da keine Abnützungerscheinungen?

In der Kantonsregierung sind die Freisinnigen immer noch in der Mehrheit, im Kantonsparlament haben sie die absolute Mehrheit nicht mehr, sind aber nach wie vor die stärkste Partei. Ich hoffe, dass das erhalten bleiben kann. Interessanterweise haben in den letzten Wahlen nicht die SP und die SVP zugelegt, sondern die unabhängigen Parteien, die grösstenteils auch sehr liberal sind.

Appenzeller Folklore wird in letzter Zeit vermehrt aktiv als Instrument des Standortmarketings verwendet. Laufen die Appenzeller nicht Gefahr, sich selbst zu vermarkten und zu einem idyllischen Reservat zu werden?

Die Appenzellerinnen und Appenzeller sind unternehmerisch begabt. Sie sind stolz auf ihre Eigenart und ihre Landschaft, aber sie setzen nicht einseitig auf Tourismus. Wir haben sehr gute Unternehmungen in Hightech und Elektronik; wir haben eine alte Tradition der Herstellung alternativer Heilmittel, die sich ja heute einer zunehmenden Beliebtheit erfreuen. Bei den Dienstleistungen könnten wir noch zulegen. Wir versuchen generell, die Abwanderung zu stoppen und werden einen Teil der Mittel, die dem Kanton aus dem Verkauf des Nationalbankgoldes von der Eidgenossenschaft pauschal zugewiesen wurden, dezentral auf Gemeindeebene einsetzen, wie dies unserer traditionell verankerten Gemeindeautonomie entspricht.

Was wünschen Sie Ihrem Heimatkanton für die Zukunft?

Dass es uns weiterhin gelingen möge, Tradition mit Innovation in pragmatischer Weise zu verknüpfen und wir selbst zu bleiben.

Ich habe schnell gemerkt, welche zentrale Rolle die Psychologie in der Finanzpolitik und in der Politik ganz allgemein spielt. Es geht ja meistens um irgendwelche Verteilungskämpfe.

antwortung für die Kantonsfinanzen übernehmen musste. Nach jahrelanger Misswirtschaft hatte man die Kantonalbank verkaufen müssen. Dass die Landsgemeinde dann 1997 im Kanton Appenzell Ausserrhoden durch Urnenentscheid abgeschafft wurde, bedaure ich persönlich sehr. Ich leitete als Frau Landammann die letzte Landsgemeinde. Als jährlich abwechselungsweise in Trogen und Hundwil durchgeführte Volksversammlung vermittelte sie eine persönliche Begegnung von Volk und Regierung. Sie war für mich ein grossartiges Gemeinschaftserlebnis, das einen Teil unserer politischen Identität verkörperte. Wahlen und Abstimmungen an der Urne haben zwar auch Vorteile, aber sie können die Urform der direkten Demokratie nicht ersetzen. Es gibt Vorstösse zu einer Wiedereinführung, wobei sich die Befürworterinnen und Befürworter einig werden müssten, wie traditionell oder wie neuartig diese auszugestalten wäre.

Sie haben einen Hochschulabschluss in Psychologie. Was haben Staatsfinanzen mit Psychologie zu tun?

MARIANNE KLEINER, geboren 1947, hat in Zürich das Studium der Psychologie abgeschlossen. Sie wurde 1994 in die Regierung des Kantons Appenzell Ausserrhoden gewählt, die sie als Landammann präsidierte. Seit ihrem Rücktritt aus der Kantonsregierung ist sie Mitglied des Nationalrates in Bern. Sie wohnt in Herisau A.Rh.

Die Kleinkantone nutzen ihre Chance. Mit attraktiven steuerlichen Rahmenbedingungen locken sie neue Unternehmen, kurbeln das Wirtschaftswachstum an und stoppen die Abwanderung. Die grossen Kantone müssen aufpassen, dass sie nicht ins Hintertreffen geraten.

(3) Wie die Kleinen die Grossen überholen

Margrith Widmer

Die kleinen Kantone haben mehr Handlungsspielraum als die grossen – und sie nutzen ihn: der kleinste Schweizer Kanton, Appenzell Innerrhoden, begann in den 1990er Jahren, seine Steuerbelastung für Unternehmen, für Gutbetuchte, aber auch für den Mittelstand sukzessive zu senken. Das Vorgehen wurde anfangs von der Konkurrenz der Grossen kaum beachtet. Mit Erfolg für die Kleinen: Millionäre und prosperierende, wertschöpfungsstarke Unternehmen siedelten sich an, Arbeitsplätze entstanden. So konnten die Steuern weiter gesenkt werden – ein positiver Teufelskreis sozusagen.

Innerrhoden tat das, was der Kanton Zug bereits in den 1980er Jahren vorgemacht hatte, damals noch ein Landwirtschaftskanton mit *einem* grossen Industriebetrieb, dem Stromzählerproduzenten Landis + Gyr. Schwyz folgte dem Beispiel steuersparender Innovation, der Kanton schaffte als erster die Erbschaftssteuer ab und fand sofort Nachahmer, darunter Appenzell Ausserrhoden. Inzwischen gehören auch Obwalden, Nidwalden und Schaffhausen zum Klub der kleinen Steuerparadiese. Im Jahre 2007 schaffte es Obwalden dank seiner Unternehmenssteuerreform, den Kanton Zug zu überholen. Der Zuzug an neuen Unternehmen bestätigte die Richtigkeit dieser Strategie, die nun auch in Ausserrhoden verfolgt wird.

Zurück zum Anfang und den 1990er-Jahren: Während also die Staatsbankgänger noch immer über die «Steuerflüchtlinge» wetteten, die ins

ausserrhodische Teufen zogen, war die Steuerbelastung in Innerrhoden längst viel geringer geworden. So kam es, dass sich St. Gallen und Ausserrhoder irgendwann plötzlich verwundert die Augen rieben.

Ausserrhoden wurde von den St. Gallern zwar weiterhin als «Steuerparadies» beneidet; doch die Aufmerksamkeit des Kantons war durch die Folgen seines Kantonalbank-Debakels absorbiert. Die in Schwierigkeiten geratene Bank war 1996 nach einem Landsgemeinde-Entscheid an die UBS verkauft worden, und die finanzielle Bewältigung dauerte für Ausserrhoden zehn Jahre. Der Kanton drohte trotz Paradies-Label ins steuerliche Abseits zu schlittern; es musste gespart werden. Da kam die Rettung in Form der Nationalbank-Goldmillionen des Bundes genau zum richtigen Zeitpunkt – Ausserrhoden konnte die Steuern innert kurzer Zeit um insgesamt 15 Prozent senken.

Finanzdirektor Köbi Frei (SVP) setzte noch eins drauf. Mit degressiver Besteuerung von Einkommen über 1,5 Millionen Franken und Vermögen über 50 Millionen Franken wollte er Ausserrhoden zum Goldland am Säntis machen. Für Topverdiener mit einem Jahreseinkommen von über 8,5 Millionen Franken wäre Teufen die steuergünstigste Gemeinde der Schweiz geworden, noch vor der Spitzenreiterin in dieser Kategorie, Wollerau im Kanton Schwyz. Aber dazu kam es nicht; das Volk sagte zwar ja, das Bundesgericht piff den Kanton jedoch zurück. Das oberste Gericht erklärte die Abstimmung für ungültig, weil die Einheit der Materie verletzt worden sei.

Der Ausserrhoder Finanzminister doppelte sofort nach – diesmal mit einer Vorlage zur Reduktion der Unternehmenssteuer. Das Volk sagte wiederum ja. Ausserrhoden senkte die Gewinnsteuern der Firmen auf 6 Prozent und wurde zum Steuerparadies für Unternehmen. Seit 2008 haben Ausserrhoden und Obwalden die tiefsten Unternehmenssteuern des Landes.

Mit total noch 12,5 Prozent (inklusive Bundessteuer) liegen die beiden kleinen Kantone an der Spitze. In Ausserrhoden beträgt die Dividendenbesteuerung 60 Prozent. Damit ist der Kanton für Firmen zum attraktivsten Steuerstandort der Schweiz geworden. Europaweit rückten Ausserrhoden und Obwalden, zusammen mit Irland, auf den zweiten Platz hinter Zypern vor. Die Unternehmenssteuerreform kostet Ausserrhoden jährlich 17 Millionen Franken. Die Einbussen sollen durch Mehreinnahmen aus dem induzierten Wachstum kompensiert werden. Das kleine Steuerwunder ist Tatsache geworden.

Für das Jahr 2010 kündigte Finanzdirektor Frei eine weitere Steuersenkung an. Bei der nächsten Steuergesetzrevision sollen kleine und mittlere Einkommen sowie Vermögen entlastet werden. Auf eine *Flat Rate Tax* will Ausserrhoden verzichten; mittlere Einkommen zwischen 80'000 und 120'000 Franken würden dadurch am stärksten belastet. Der Mittelstand soll nicht bestraft, sondern gestärkt werden.

Seither bewegt sich etwas. Die Veranstaltungen, an denen Finanzdirektor Köbi Frei und seine Crew die Steuerreform vorstellten, waren überbucht, die Säle rappellvoll. Es gibt zahlreiche Anfragen von Treuhändern und Interessenten für den Unternehmensstandort Ausserrhoden. Zu Jahresbeginn waren die Anfragen bei der Wirtschaftsförderung «gewaltig», sogar Firmen aus dem Kanton Zug waren darunter. Alte Liegenschaften werden für neue Firmensitze angeboten. Vor dem Steuer-Hattrick gab es nicht einmal Anfragen.

Ausschlaggebend für den Erfolg ist die Philosophie des Steuergesetzes. Wenn sie überzeugend ist und vom Steuerzahler als gerecht empfunden wird, ist sie tragfähig.

Ausserrhoden hatte dasselbe Schicksal geblüht wie Obwalden; es wäre ohne seine Steuerpolitik verarmt, wäre zum Almosenempfänger des Neuen Finanzausgleichs (NFA) geworden. Zum Glück hat der Kanton nie übermässig hohe Schulden angehäuft. Dank der Verteilung des Erlöses, den die Nationalbank aus dem Verkauf ihrer Goldreserven an die Kantone ausschüttete, ist er heute schuldenfrei. Der Goldsegen brachte den dringend nötigen Schub, denn der Kanton litt unter steter Abwanderung. Er verlor sogar seinen zweiten Nationalratssitz. Jetzt soll die Trendwende kommen. Mit den 50 Millionen aus dem Nationalbankgold-Topf können die Gemeinden ihre Steuerausfälle abfedern und die Steuern senken. Einige Ausserrhoder Kommunen betreiben längst eine kluge Steuerpolitik und entwickeln sich erfolgversprechend. Andere Gemeinden ziehen es hingegen vor, nicht zu wachsen.

Auch ohne degressive Steuern für Reiche, sind bereits einige Millionäre und Prominente nach Teufen und Appenzell gezogen – keine Supermillionäre, die Residenzen im Kanton Schwyz vorziehen, aber Menschen, die jene für das Appen-

zellerland typische Kombination von Diskretion und Sicherheit schätzen und die alle Vorzüge des Lebens auf dem Lande mit der Nähe urbaner Infrastrukturen verbinden wollen.

Der Fokus der Wunschezüger bei den Firmen liegt auf Unternehmen des Dienstleistungssegments, High-Tech-Firmen mit hoher Wertschöpfung und ohne grossen Raumbedarf. Die Wunschkandidaten kommen vor allem aus Süddeutschland: Unternehmen, die an verschiedenen Orten Arbeitsplätze schaffen und dorthin gehen, wo es für sie am attraktivsten ist.

Aber auch Weggezogene finden ihren Weg zurück in die Heimat. Die Innerrhoder hätten hier die Nase vorn, räumen die Ausserrhoder ein, der noch kleinere Nachbar pflege gute Beziehungen zu ihnen. Der Innerrhoder Landammann Bruno Koster bestätigt dies: wenn Arbeitsplätze zur Verfügung stünden, kämen die «Ausgewanderten» zurück. Ausschlaggebend für den Erfolg sei die Philosophie des Steuergesetzes. Wenn sie überzeugend sei und vom Steuerzahler als gerecht empfunden werde, sei sie tragfähig. Innerrhoden wählte einen pragmatischen Weg. Abwerbung in anderen Kantonen ist tabu; in der Region gibt es keinen Verdrängungskampf. Im Gegenteil, Innerrhoden habe auch schon einen Betrieb nach St. Gallen vermittelt, sagt Koster.

Die Innerrhoder nehmen nicht jeden. «Zur Wirtschaftsförderung gehört es, in drei oder vier von fünf Fällen nein zu sagen, immer dann, wenn wir spüren, dass jemand nicht zu uns passt», sagt Koster. Das erfordere ein feines Gespür und grosses zeitliches Engagement. Viele Zuzüger passten extrem gut nach Innerrhoden: «einer, der hierher zieht, identifiziert sich schon stark mit Appenzell, er akzeptiert das System». Das sei der Schlüssel zum Erfolg. Mit jedem Zuzüger würden Spielregeln vereinbart. Das sei eine Riesenchance für die Kleinen: Überschaubarkeit und Geduld.

Im permanenten Steuerknatsch zwischen St. Gallen und Appenzellern echauffieren sich die St. Galler seit Jahren. Die Appenzeller hingegen bleiben cool. «Die Ostschweiz muss ein starkes Zentrum gegenüber der Wirtschaftsmacht Zürich sein – St. Gallen, beide Appenzell und der Bodenseeraum», sagt der Ausserrhoder Landammann Jakob Brunnschweiler zur Steuerkonkurrenz.

St. Galler Kantonsräte hatten auch schon mal «Kompensationen» der Appenzeller für die zentralörtlichen Leistungen St. Gallens gefordert. Die Appenzeller konterten, man könnte als Naherholungsgebiet für die St. Galler auch Wegzölle einführen. Es sei ein Geben und Nehmen.

MARGRITH WIDMER hat Germanistik und Geschichte an der Universität Zürich studiert und arbeitet als Journalistin. Sie lebt in Teufen A.Rh.

Traditionen sind den Appenzellern lieb, und darum möchten sie ihre Bräuche für alle Ewigkeit bewahren. Trotzdem hat sich das Brauchtum im Lauf der Zeit gewandelt. Auch wenn die Werbewirksamkeit überlieferter Rituale und Trachten punktuell ausgenützt wird, ist es noch nicht zum Schaulaufen verkommen.

(4) Der Riss zwischen Alltag und Brauchtum

Hans Hürlemann

Die Traditionen spielen im ganzen Appenzellerland noch heute eine wichtige Rolle, auch als Quelle der Inspiration für die zeitgenössische Musik und die bildende Kunst. Viele der Brauchtumsträger sehen ihren Auftrag darin, vermeintlich uralte Überlieferungen getreulich, und ohne ein Jota daran zu ändern, an zukünftige Generationen weiterzugeben; denn sie sind gut so und sollen es bleiben. Nur wenige unter den aktiven Brauchtumsliebhabern sind sich bewusst, dass sich auch Traditionen wandeln und dass ein Teil der für uralte gehaltenen Bräuche sich nur bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Das hängt damit zusammen, dass sich in früheren Jahrhunderten niemand um die Dokumentation des Alltags ganz gewöhnlicher Menschen bemühte. Die gelehrten Chronisten, im Appenzellerland meistens geschichtlich interessierte Pfarrer, kümmerten sich um kriegerische Ereignisse, Seuchenzüge und Katastrophen anderer Art, aber sicher nicht um dubiose Lustbarkeiten des gewöhnlichen Volkes, vor allem dann nicht, wenn es übermütig und unanständig lustig zu und her ging.

Der gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufkommende Fremdenverkehr zu den Bädern und Molenkurorten in Inner- und Ausserrhoden führte dazu, dass Zeichner, Kupferstecher und Radierer Landschaft und Leute abbildeten. Die damals an die Gäste verkauften Drucke sind, neben der oft hohen künstlerischen Qualität, für Volkskundler, Historiker und Brauchtumsforscher von grosser Bedeutung, weil sie neben den seltenen

Ölgemälden und Aquarellen die wichtigsten Darstellungen des appenzellischen Alltags sind. Das Leben der heutigen Appenzeller ist weit weg von den ehemals geschlossenen Kreisläufen, wo Arbeits- und Festtage von allmählich gewachsenen Bräuchen und Gewohnheiten geprägt waren und fließend ineinander übergingen.

Der Riss zwischen Alltag und Brauchtum macht heute vielen zu schaffen. Die einen lehnen darum alles ab, was auch nur im entferntesten an bäuerliche Traditionen und Brauchtum erinnert, andere wiederum versteifen sich auf strenge Kostümvorschriften, Verhaltensregeln und bis ins Detail vorgeschriebene Abläufe.

Erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts, vor allem aber nachdem 1926 die Schweizerische Trachtenvereinigung und gleichzeitig ihre Ausserrhoder Sektion gegründet worden waren, wurde das Trachtentragen in Satzungen gefasst und gewissermassen reglementiert. Die Absicht war, ein gefälliges Auftreten zu fördern und Missbräuche zu bekämpfen. In Ausserrhoden hatte die Gründung noch eine zusätzliche Bedeutung; denn so konnte die ein Jahr zuvor vom Herisauer Kunstmaler Paul Tanner geschaffene neue Frauentracht besser unter die Leute gebracht werden. Die Ausserrhoder Frauentracht, wie sie noch bis Ende des 19. Jahrhunderts existierte, wurde nämlich nur noch selten getragen – sie war so unbequem, dass etliche Ausserrhoderinnen auf die Innerrhoder Tracht auswichen, wenn sie ein traditionelles, festliches Kleid tragen wollten. In Innerrhoden waren die Frauentrachten derart im Volk verankert, dass sich verständlicherweise die Gründung einer Fachorganisation nicht aufdrängte. Dort wurde die Trachtenvereinigung darum erst 1932, als eine der letzten der Schweiz, gegründet.

In den letzten Jahren hat sich ein grosser Teil der Sennen bereiterklärt, sich bei der Alpfahrt aus den Alpen im Einzugsgebiet von Urnäsch an einzelne, im voraus festgelegte Termine zu halten. Sie tun das den übrigen Verkehrsteilnehmern zuliebe; denn solche Viehprozessionen können eilige Autofahrer zur Verzweiflung treiben, wenn sie im Schrittempo hinter baumelnden Kuhschwänzen herzuckeln müssen. Der Verkehrsverein Urnäsch und einzelne Gastwirte an der Hauptstrasse benützen diese Termine dazu, interessierte Touristen und Brauchtumsfreunde anzuziehen, indem sie für die Wartezeit eine Musikkapelle organisieren und an günstigen Stellen Sitzplätze einrichten. Es wäre jedoch völlig falsch zu behaupten, dass die Alpfahrten nur noch dem Tourismus und damit dem Kommerz zuliebe

stattfinden. Dass Gäste an dem urchigen Schauspiel Freude haben und dass die Gastwirte davon profitieren, ist eine – wenn auch durchaus willkommene – Nebenerscheinung.

Ähnliche Entwicklungen findet man auch beim berühmtesten Winterbrauch des Appenzellerlandes, dem Silvesterklausen. Am 31. Dezember, dem Neuen Silvester, und am 13. Januar, dem Alten Silvester nach dem julianischen Kalender, gehen im Ausserrhoder Hinterland, der Gegend zwischen Herisau und dem Säntis, und dem Mittelland die Silvesterkläuse um. Gruppenweise begeben sie sich, in einem einstudierten Aufmarsch, von Haus zu Haus und zu den verstreuten Bauernhöfen. Dort stellen sie sich in einem Kreis auf, läuten ihre Schellen und Rollen (geschlitzte Pferdeschellen, wie man sie von den Jasskarten her kennt), beruhigen sich und stimmen ein Zäuerli an. Das wiederholt sich in der Regel dreimal. Dann wünschen die Kläuse den Bewohnern des besuchten Hauses der Reihe

ersten Bilder gibt es erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, als die ersten Fotografen sich für die Bräuche zu interessieren begannen. Seither erkennt man deutlich zwei auch in anderen Gegenden bekannte, gegenläufige Entwicklungen. Im Verlaufe des 20. Jahrhunderts sind vor allem die Kopfbedeckungen der Schönen Kläuse immer aufwendiger geworden. Diese Ästhetisierung des Brauches zeigt sich auch im musikalischen Teil, dem Zäuren, dem Appenzeller Naturjodel ohne Worte. In den letzten Jahrzehnten ist die Qualität des Gesangs ganz allgemein auf ein erstaunliches Niveau gestiegen. Die einzelnen Klaus-Schuppel (Gruppen) achten nämlich darauf, dass sie Vakanzen durch geeignete Sänger ergänzen. Darum gehören Mitglieder von Jodlerclubs sehr oft zu Klausgruppen, manchmal auch Toggenburger oder Innerrhoder, obwohl das Silvesterklausen auf das Ausserrhoder Hinterland und einzelne Mittelländer Gemeinden beschränkt ist.

Neben diesem Bestreben, immer aufwendigere Kostüme, Hauben und Hüte zu schaffen und immer raffiniertere Zäuerli vorzutragen, gibt es auch eine Gegenbewegung, die man mit dem Fachbegriff «Archaisierung» umschreiben könnte. Immer wieder kommt es vor, dass eine Gruppe sich an längst verschwundene Formen von Kopfputz und Kostümierung erinnert und sich bei alten Leuten nach vergessenen Zäuerli erkundigt. Zur Freude des fachkundigen Publikums hört man so plötzlich wieder längst verschwundene Melodien und sieht Zusammensetzungen von Gruppen und Kopfputz aus Grossvaters Zeit. Die Gruppen tun das nicht im Auftrag irgendwelcher Veranstalter aus der Tourismusbranche. Sie sind dem überlieferten Brauchtum tief verbunden und leben Emotionen aus, die sie nicht in Worte fassen können und wollen.

Bräuche wie das Silvesterklausen verfolgen keinen Zweck; sie sind Selbstzweck. Es ist schon vorgekommen, dass Firmen, politische Parteien und andere Vereinigungen versuchten, Silvesterkläuse für ihre Ziele einzuspannen. Wer sich für so etwas hergab, musste sich hinterher bitterböse Kommentare anhören – was zur Folge hat, dass solche Entgleisungen sehr selten vorkommen. Bisher haben sich die Kläuse allen Bestrebungen zur straffen Organisation des Silvesters widersetzt; denn das Klausen ist Privatsache, und dazu braucht es weder Vereine noch Tourismusbüros. Solange das so bleibt, sind die Bräuche nicht in Gefahr, zum Schaulaufen zu verkommen.

Die Silvesterkläuse sind dem überlieferten Brauchtum tief verbunden und leben Emotionen aus, die sie nicht in Worte fassen können und wollen.

nach ein gutes neues Jahr und erhalten ein Geldgeschenk. Dieser Umstand hat dazu geführt, dass böswillige Berichterstatter behaupten, den Kläusen gehe es nur um den finanziellen Ertrag. Das Klausen gehört zu den sogenannten Heischebräuchen, bei denen ein Geschenk in Naturalien oder Geld dazugehört. Wer die Ausrüstung der Silvesterkläuse genauer anschaut, merkt sehr schnell, dass die Entschädigungen den zeitlichen und finanziellen Aufwand, vor allem der Schönen Kläuse, nicht decken können.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann sich die Welt ausserhalb des Appenzellerlandes für den spektakulären Brauch zu interessieren, und inzwischen fahren Tausende ins Appenzeller Hinterland, um vor allem den 13. Januar, den Alten Silvester, zu erleben. Früher, seit den ersten schriftlichen Spuren im Jahr 1663, versuchten die Behörden, den als unanständig und eines Christenmenschen unwürdig bezeichneten Brauch zu verbieten. In den Dörfern des Ausserrhoder Hinterlandes, vor allem in Urnäsch, stiess das Verbot auf taube Ohren. Allerdings weiss man nicht, wie denn die Kläuse vor 200 und mehr Jahren ausgesehen haben; denn die

HANS HÜRLEMANN, geboren 1940, spielt gelegentlich in der Streichmusik Edelweiss, arbeitete als Redaktor bei der «Appenzeller Zeitung», heute als freier Mitarbeiter. Er wohnt in Urnäsch/A.Rh.

«Das Feuer, nicht die Asche bewahren» ist der Leitsatz des Zentrums für Appenzellische Volksmusik.

In der Appenzellermusik prallen heute experimentelle Stücke, die Suche nach neuen Wegen und allerhand Fantasien auf Traditionelles: ein Schmelztiegel, der das Musizieren belebt.

(5) Appenzellermusik zwischen Tradition und Innovation

Joe Manser

Bis etwa 1800 sind Dokumente zum musikalischen Schaffen des Appenzellerlandes rar, in jedem Fall aber von Bedeutung: Herr Heinrich von Sax, Burgherr auf Clanx um 1270 (die Burg lag über dem Talkessel von Appenzell) ist in der Manessischen Liederhandschrift mit fünf Liedern vertreten. Auch wenn nur die Texte überliefert sind, so ist es doch der früheste Beleg für eine musikalische Betätigung in unserer Region. Von dieser höfischen Musikkultur geht es bei den späteren Dokumenten bald in volkstümliche Gefilde hinüber. 1545 überliefert uns Georg Rhaw ein Bicinium (zweistimmigen Satz) mit dem Textincipit «*Der Appenzeller Kureien Lobelobe*». Und da startet der Kuhreihen seine steile Laufbahn und wird zum populären Lied der Region. Er ist ein Konstrukt aus Jodel, Jodellied (mit Textpassagen), tänzerischen Elementen, Lockrufen und Lobgesang: der wertvollste Besitz der Sennen wird präsentiert, indem der Reihe nach (so erklärt sich der Begriff Kuh«reihen») die Lieblinge aufgezählt werden: «*die hinckat, die stinckat, die gscheget, die gflexchet, die glatzet, die blatzet, schwantzeri, tantzeri, glintzeri, blintzeri, d leneri, d freneri, ...*» (aus der ältesten textierten Fassung: Liederbuch der M.J.B. Brogerin, Appenzell 1730). Er wurde «*stundenlang*» gesungen, ist in der Literatur nachzulesen; er wurde auch «*getantzet*». Und damit ist

der Kuhreihen auch eine der Grundlagen für das instrumentale Musizieren im Appenzellerland.

Bereits im 17. Jahrhundert hat die Regierung Innerrhodens die Kirchenmusik gefördert (Anschaffung zweier Geigen auf die Orgel). Es darf angenommen werden, dass sich jene Geiger, nebst der Kirchenmusik, auch mit Tanzmusik befassten. Belege dafür sind allerdings erst gegeben mit der Brogerschen Musik aus Gonten (nach 1800). Die kürzlich transkribierte und publizierte Sammlung «*Altfrentsch*» gibt einen Einblick in die instrumentale Betätigung jener Zeit und zeigt deutlich auf, welch grossen Wandel die Appenzellermusik durchgemacht hat. Es war ein langer Weg bis zur bekannten Form der «*Original Appenzeller Streichmusik*» (erste und zweite Geige, Hackbrett, Cello, Kontrabass), begründet im Jahre 1892 mit dem Quintett Moser, Appenzell. Und seither, in diesen gut 100 Jahren, hat die Appenzellermusik wiederum viele Veränderungen erfahren, wagte sich oft in Experimente hinein und lebt auf der Basis traditioneller Elemente in Verbindung mit neuen Schöpfungen selbstsicher weiter.

A propos «neue Formen»: unterdessen ist die Appenzellermusik auch hitparaden-tauglich geworden, und zwar mit der Streichmusik Alder aus Urnäsch, der ältesten Musikerdynastie des Appenzellerlandes. Geschafft wurde der Sprung in die Charts durch die Kombination alter traditioneller Volksmusik mit Rap. Eigentlich die Symbiose von heiler Welt mit Heileweltsuche. Das Experiment scheint vorerst gelungen.

Seit je waren dem Appenzeller Musik und Gesang seine Begleiter; seine Sennengesänge werden schon in Publikationen des 18. Jh. als etwas Besonderes hervorgehoben. Der Grundstein für die eigentliche (instrumentale) Tanzmusik bzw. Appenzeller Streichmusik wurde vor allem im 19. und 20. Jahrhundert gelegt, für manche Spielmannen wurde das Musizieren zu einem nicht unbedeutenden Nebenerwerb, für einzelne gar zum Hauptberuf. Darum ist es verständlich, dass bis in die 1960er Jahre ein echter Konkurrenzkampf unter den Spielleuten und Formationen bestand; es war wichtig, die einträglichen Auftrittsmöglichkeiten und damit die Existenz zu sichern.

Auch heute noch spielt die Instrumentalmusik im Appenzellerland eine wichtige Rolle. Allerdings hat sich manches geändert; ein Repertoire ist nicht mehr genuin (war es auch früher eigentlich schon nicht), sondern durchsetzt mit allerhand Hitparadenstücken und volkstümlichen

Schlagern. Wer Stücke komponiert, veröffentlicht sie gerne und hält sie womöglich auf Tonträgern fest – da fallen vielleicht noch Tantiemen ab. Und daneben gibt es einen weiteren Zweig der Aufführungspraxis: gewisse Formationen spielen heute gar nicht mehr zum Tanz auf, sondern nur noch konzertant. So lebt die «Original»-Appenzellermusik auf einer anderen Schiene weiter. Sie wird zur Konzertreife gepflegt, fragt nach höherer Ausbildung, wird akademisch.

Viele Musikanten weigerten sich, von ihrer Musik Aufnahmen machen zu lassen, die sie als Verrat an der Appenzellermusik empfanden: jedermann konnte die Stücke abhören und nachspielen, es fehlte jegliche Kontrolle über die Verbreitung. Trotzdem ist es erstaunlich, dass gerade die ältesten Plattenaufnahmen hierzulande realisiert wurden: 1898 (Sänger Josef Anton Inauen aus Appenzell: erste Schweizer-Schellackaufnahme überhaupt); 1904 (Quintett Moser, Appenzell, und «Jodlergesellschaft Burestobe Appenzell»: erste Schellacks mit Schweizer Volksmusik), 1911 (Urnäscher Streichmusik – die spätere

auch erwünscht. Gleichwertig sind unterdessen auch Blasmusikformationen mit Appenzellerstücken; Stegräf nennt man das. Auch sie spielen ein Repertoire, das vom Rugguusseli oder Zäuerli (langsamer Jodel) über Walzer, Polka, Schottisch, Mazurka, bis hin zur Marschmelodie reicht. Und damit's recht lieblich klingt, nennt der Musikant seine Stücke liebevoll «*Wälseli, Pölkele, Schötteschli...*»; die Stücke sind zwar ohnehin schon schläazig und teenzig, wie Hung ond Flade.

Auch im vokalen Bereich tut sich einiges. Jodelchöre, Gesangsgruppierungen von Duo bis Oktett sowie Einzelkämpfer und -kämpferinnen lassen die Naturjodelmelodien in neuem Glanz erscheinen, und mit den kürzlich publizierten «Ratzliedli» hat auch das traditionelle Spott- oder Necklied seinen Platz im Appenzellerland zurückerobert. Die Pflege des Schölleschötte, Talerschwinge, rugguussele und zaure – und dies alles in Verbindung mit der passenden Kleidung, der Tracht – sind offenkundige Beweise, dass echte Folklore eben nicht verstaubt, sondern sehr lebendig ist. Und die Pflege dieser Traditionen geschieht nicht des Zuhörers wegen, nicht für die Frönte, also die Fremden (vielleicht ja schon auch ein bisschen), kommt aber in jedem Fall von Herzen, von innen, sie lebt.

Zahlreiche junge Musikantinnen und Musikanten sind auf den Geschmack gekommen, dass in der Volksmusik ein Tummelfeld mit Zukunftsaussichten bereitsteht. Da scheut man sich nicht, die Tracht anzuziehen, Hackbrettstunden zu nehmen, in einer Jugendformation mitzuspielen und aufzutreten. Und das erst noch mit speziellen Formationsbezeichnungen wie «*Hungsügl, Kalöi, Edelstee, Dewiisli, Badeieli, Flickflauder*». Tradition ist gefragt, man pflegt sie und verbindet sie mit Neuem. Die Appenzellermusik steht dank den Jungmusikanten nicht still, sie entwickelt sich fortwährend, sie blüht. Und sollte es einmal einen Stillstand geben, so wäre das ein klarer Auftrag an das Zentrum für Appenzellische Volksmusik (dahinter stehen die beiden Kantone Appenzell Innerrhoden und Ausserrhoden), dem musikalischen Schaffen einen neuen Schub zu geben.

Die Stücke von damals haben überlebt, sind zu Klassikern geworden, werden heute noch gespielt. Sie sind lebendig geblieben, also keineswegs «tooti Musig», eben Live-Musik.

(Streichmusik Alder). Diese damals als «tooti Musig» bezeichneten Scheiben sind heute von nicht geringer Bedeutung, dokumentieren sie doch die Spielweise und das Repertoire jener Musiker und jener Zeit. Und sie zeigen klar, dass sich die Appenzellermusik auch in den letzten hundert Jahren wieder stark gewandelt hat, sei es in den Bereichen Spieltechnik, in der Dynamik, Agogik und den Zutaten (in die Stücke hinein zauren, rufen und he-ele). Die Stücke von damals aber haben überlebt, sind zu Klassikern geworden, werden heute noch gespielt. Sie sind lebendig geblieben, also keineswegs «tooti Musig», eben Live-Musik.

Im Jahre 2003 wurde die Stiftung Zentrum für Appenzellische Volksmusik gegründet. Die ihr obliegenden Aufgaben sind die Sicherung, Erforschung und Förderung der Appenzellermusik aller Sparten. Und die besteht nicht nur aus Original-Streichmusikformationen. Handorgel, Schwyzerörgeli, Klavier und weitere Instrumente haben Einzug gehalten ins regionale musikalische Schaffen und sind nicht nur akzeptiert, sondern

JOE MANSER, geboren 1945, ist Geschäftsführer des Zentrums für Appenzellische Volksmusik in Gonten. Er lebt in Appenzell.

«Die freie Heiltätigkeit ist gewährleistet» – mit diesem Passus der geltenden Kantonsverfassung bekennt sich Appenzell Ausserrhoden zu einer liberalen Tradition, die bis vor kurzem noch in der Schweiz als Kuriosum und Relikt galt.

(6) Von der freien Kunst des Heilens

Peter Witschi

Das appenzellische Gesundheitswesen unterschied sich in älterer Zeit kaum von jenem anderer ländlicher Regionen. Hier wie dort herrschte ein erstaunlicher Pluralismus im Gesundheitsmarkt. Wichtige Anlaufstellen bei körperlichen und seelischen Leiden waren klösterliche Niederlassungen, wie das 1588 in Appenzell errichtete Kapuzinerkloster oder etwa die Frauenklöster Wonnenstein bei Teufen oder Grimenstein bei Walzenhausen, die auch von reformierten Ausserrhodern frequentiert wurden. Aktuell von grosser Ausstrahlungskraft ist die Klosterapotheke der Schwesterngemeinschaft «Leiden Christi» in Jakobsbad.

Spätestens seit dem 17. Jahrhundert wurden die örtlichen Heilwasservorkommen fleissig von den Einheimischen genutzt, während das 1749 in Gais etablierte Molkenkurwesen primär auf auswärtige Kundschaft ausgerichtet war. Zwei traditionsreiche Standorte haben in jüngster Zeit, im Zug der Wellnessbewegung, eine Renaissance erfahren. Da ist einerseits das Heilbad Unterrechtenstein in Grub und andererseits das Gesundheits- und Ferienhotel Hof Weissbad.

Populäre Lesestoffe, allen voran der seit 1722 erscheinende Appenzeller Kalender, gaben konkrete Handlungsanleitungen oder warteten mit belehrenden Geschichten und Lebensregeln auf. Jedenfalls gehörte die astrologische Praktik und die Aderlasstafel zum festen Bestand des Appen-

zeller Kalenders. Als heilsam galten indessen nicht nur Kuren und Behandlungen, die Landschaft selbst wurde von vielen Besuchern als gesundheitsfördernd erlebt und touristisch entsprechend propagiert. Als Beispiel unter vielen sei das 1911 herausgegebene Büchlein «Bergluft und Sonnenschein» genannt.

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts gab es in beiden Appenzell eine wachsende Reihe studierter Doktoren. Dazu gehörten die Ärzte Johann Georg Oberteufer (1750–1819) oder Johann Nepomuk Hautle (1765–1826). Ausgebildete Wundärzte und heilkundige Laien, Männer wie Frauen, rundeten das Spektrum ab. Ferner bestanden um 1845 in Appenzell, Heiden, Herisau, Trogen und Teufen mit Laboratorien und Herbarien ausgestattete Apotheken. Zum Kreis dieser Apothekergeneration gehörte der aus dem Württembergischen zugewanderte Carl Friedrich Frölich (1802–1882), der sich als Herausgeber botanischer Werke einen Namen machte. Zwischen 1874 und 1879 entstanden dank uneigennütziger Förderung durch Dr. Emil Fisch (1830–1904) zeitgemässe Krankenhäuser in Heiden, Trogen, Herisau und Appenzell. Zu diesen Regionalspitälern gesellte sich 1908 die im Pavillonsystem erbaute kantonale Heil- und Pflegeanstalt Herisau. Das heutige Psychiatrische Zentrum Appenzell wird in den kommenden Jahren eine umfassende Erneuerung erfahren.

Im Rahmen des 1798 errichteten helvetischen Einheitsstaates sah sich das Appenzellerland erstmals mit der von aussen eingebrachten Konzeption einer rationalen Ordnung des Gesundheitswesens konfrontiert. Im Zuge der Gründung des kurzlebigen Cantons Säntis bliesen die zentralstaatlichen Behörden, mit der 1798 erlassenen Medicinalproclamation und der Schaffung einer Sanitätskommission, zum Kampf gegen «Quacksalber» und «Afterärzte». In der Folge traten die kantonalen Behörden mit Verordnungen und Bussenverfügungen gegen Volksmedizin und Laienärzte an.

Der Umstand, dass solcherlei Massnahmen selbst von Behördemitgliedern fortwährend torpediert wurden, brachte Landammann und Arzt Mathias Oertli (1777–1837) bereits 1821 zur resignierten Feststellung: *«Der Landmann sieht die Arzneikunde als eine freie Kunst an, deren Ausübung jedem gestattet sei, und will die Freiheit haben, zur Heilung zu berufen, wen er will. Darum wird die Quacksalberei nie aufhören. In der reinen Demokratie ist das nicht zu ändern.»* So setzte das 1871 mit grossem Mehr von der Landsgemein-

de genehmigte «Gesetz über die Freigebung der ärztlichen Praxis» den jahrzehntelangen obrigkeitlichen Bemühungen um Überwindung der Komplementärmedizin ein Ende. Dessen liberale Postulate zeitigten Langzeitwirkung. Weder das erste Gesundheitsgesetz von 1965, das eine Bewilligungspflicht für Heilpraktiker vorsah, noch die Totalrevision von 1986 mit neuen Prüfungen für Heilpraktiker und Zahnärzte rüttelten am Grundsatz der freien Heiltätigkeit.

Im Gefolge des Freigebungsgesetzes von 1871 resultierten tiefgreifende Veränderungen in der personellen Struktur der Heilpraktiker. Wie es die Sanitätskommission vorausgesagt hatte, wurde der Kanton zum Ziel vieler Zuzüger, die vorgaben, irgendeine Kunst im Heilfache zu verstehen. Zum wachsenden Dunstkreis der ohne jegliche Staatsaufsicht agierenden «Naturärzte» gehörte der aus Westfalen nach Herisau eingewanderte Rudolf Fastenrath (1856–1925). Dieser Jüngling empfahl sich als «med. sex.» für Geschlechts- und Frauenleiden, und seine Behandlungen von Haut-,

regionalen Heilmittelindustrie, die 1967 bereits 13 Betriebe zählte.

Die freie Heiltätigkeit, die lange Zeit eine ausserrhodische Spezialität darstellte, öffnete ein nahezu unbegrenztes Aktionsfeld. Da früher behördliche Kontrollen und Beschränkungen ganz fehlten, waren Missbräuche keine Seltenheit. Sie sorgten regelmässig und über die Landesgrenzen hinaus für verständnisloses Kopfschütteln und kritisches Medienecho. Andererseits fanden Angebote von Frei Heiltätigen trotz allen schulmedizinischen Fortschritten stets grossen Zuspruch.

Mit dem Milleniumsjaar 2000 kam das ausserrhodische Gesundheitswesen erneut in Bewegung. Zu Jahresbeginn erfolgte die Gründung des Spitalverbundes Appenzell Ausserrhoden, am Jahresende sorgte das neue Bundesgesetz über Arzneimittel und Medizinprodukte für Aufregung. Dieses Bundesgesetz führt bei den Heilmittelherstellern zu einer Flurbereinigung. Einerseits erlaubt es einzelnen innovativen Akteuren den erfolgreichen Schritt zu Grossproduktion und globaler Präsenz, andererseits wird es das Verschwinden vieler Trittbrettfahrer und einiger Kleinst-Vertriebsfirmen herbeiführen. Zur ersten Gruppe gehören die Firmen Hänseler AG in Herisau und Herbamed AG in Bühler, die mit ihren pflanzlichen und homöopathischen Arzneimitteln weltweit präsent sind. Noch weitgehend unausgeschöpft ist das Potential nach eigenen Formeln entwickelter Hausspezialitäten (Artikel 9 des Eidgenössischen Heilmittelgesetzes vom 15.12.2000). In Kombination mit dem Binnenmarktgesetz eröffnet sich hier für gut qualifizierte Gesundheitsfachleute ein attraktives Tätigkeitsfeld.

Trotz zunehmender Konkurrenz durch andere Standorte, hat das Appenzellerland seinen guten Ruf bewahrt, und dies nicht nur im Umfeld der Heilmittelproduktion und der freien Heiltätigkeit, sondern auch im Bereich der stationären Einrichtungen und der spitalexternen Betreuung, die sich bei Patienten und Patientinnen grosser Zufriedenheit erfreuen. Für Kontinuität und Neubeginn steht das auf den 1.1.2008 in Kraft getretene Gesundheitsgesetz. Es regelt einerseits Grundfragen der medizinischen Versorgung und geht andererseits vom Grundsatz aus, dass jede Person im Rahmen ihrer Fähigkeiten und Möglichkeiten Verantwortung für die eigene Gesundheit trägt.

Missbräuche sorgten regelmässig für verständnisloses Kopfschütteln. Andererseits fanden Angebote von «Frei Heiltätigen» trotz allen schulmedizinischen Fortschritten stets grossen Zuspruch.

Magen- und Geschlechtskrankheiten sowie der über Inerate forcierte Versandhandel entwickelten sich schnell zum lukrativen Geschäft.

Die neue Generation von «frei Heiltätigen», die sich in den verkehrstechnisch gut erschlossenen Gemeinden Herisau, Teufen und Speicher konzentrierten, ist in einer Bestandesaufnahme von 1911 präsent. Im Jahre 1958 waren von den 150 im Kanton tätigen Heilpraktikern nicht einmal mehr ein Zehntel Ausserrhoder Bürger. Nachfolgend stieg der Frauenanteil unter den Frei Heiltätigen bis 1998 auf 52 Prozent; laut Statistik standen in jenem Jahr 113 Männern 124 Frauen gegenüber. Mit dem Zuzug auswärtiger Heiltätiger fanden neue Therapieformen und Heilmethoden Eingang. Die klassische Pflanzenheilkunde und Homöopathie wurde ergänzt durch Magnetopathie, Akupunktur, Geopathie und Spagyrik. Parallel zur Technisierung der Schulmedizin, erweiterte sich das Spektrum der in Heilpraxen verwendeten Apparaturen. Ferner begünstigten gesetzliche Praxisfreiheit und ungehinderter Versandhandel das Aufkommen einer

PETER WITSCHI, geboren 1953, ist Historiker und Autor zahlreicher Bücher. Er leitet seit 1986 das Staatsarchiv des Kantons Appenzell Ausserrhoden und lebt in St. Gallen.

Appenzell Ausserrhoden stand lange im Schatten der Textilstadt St. Gallen. Doch im 18. Jahrhundert nahmen die Appenzeller die Textilproduktion und den Handel in ihre Hände. Die Zellweger waren die führende Kaufmannsfamilie. Sie schrieben über Generationen hinweg schweizerische Wirtschaftsgeschichte.

(7) Die Zellweger und das Wirtschaftswunder

Bernhard Ruetz

Handel und Industrie vermochten sich in Ausserrhoden vor allem deshalb zu entwickeln, weil sich die kämpferischen Appenzeller früh feudaler Lasten entledigt hatten. In solch freiheitlicher Tradition stehend, liessen sie auch dem Gewerbe, der Industrie und dem Handel nahezu freien Lauf. Appenzell Ausserrhoden war gleichsam das Dorado für Fabrikanten und Kaufleute. So wurden aus Bauern erfolgreiche Händler, aus Webern Verleger.

Aus einfachen Verhältnissen gingen auch die meisten der appenzellischen Kaufmannsfamilien hervor. Sie trugen Namen wie Nef, Schläpfer, Sutter, Wetter oder Zellweger und rangen um wirtschaftliche und politische Macht und Ansehen. Ihre Blütezeit lag im 18. und 19. Jahrhundert, als die appenzellische Wirtschaft hauptsächlich vom Textilhandel und der Textilindustrie lebte.

Als Anhängerin des reformierten Glaubens verliess die Familie Zellweger in der Zeit der Gegenreformation das katholische Appenzell Innerhoden und liess sich im protestantischen Ausserrhoden, namentlich in der Gemeinde Trogen, nieder. Durch sie wurde das Dorf zum wichtigsten Handelsplatz des Kantons. Die Zellweger waren stets Wegbereiter und Verfechter des Freihandels. Sie waren dort anzutreffen, wo sich Käufer und Verkäufer möglichst frei begegnen konnten, wo Produktion und Handel nicht durch Zölle und sonstige behördliche oder zünftische Regulierungen in Fesseln gelegt waren. Von Trogen aus spannte sich ein Netz von Zellweger-Filialen quer durch Europa, wie nach Lyon, Barcelona oder Genua.

Das Geschäftsprinzip der Zellweger: sie exportierten nicht nur einheimische Leinwand- und Baumwollstoffe, sondern kauften auch schwäbische, böhmische und schlesische Erzeugnisse hinzu. Diese mussten, gleich wie die appenzellischen, hohen Qualitätsstandards genügen. Geschäftssinn bewies die Familie überdies bei der Wahl ihrer Partnerbanken; auch hier knüpfte sie ein europäisches Kontaktnetz, um die besten Konditionen für ihre Geldgeschäfte zu erhalten.

Die Zellweger gehörten bald zu den reichsten Schweizer Handelsherren ihrer Zeit. Mit der wirtschaftlichen Macht ging die politische einher. Vertreter der Familie stellten zahlreiche Landammänner, Tagsatzungsabgeordnete und Vertreter in öffentlichen Ämtern in Appenzell Ausserrhoden. Um so schmerzhafter war der Wandel, den die tiefgreifenden Umwälzungen und ökonomischen Veränderungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit sich brachten. Die glanzvolle Zellwegersche Kaufmannsära nahm in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein Ende. Die grossen politischen und wirtschaftlichen Veränderungen der napoleonischen Herrschaft in Frankreich, Genua und der Eidgenossenschaft brachten das Handelshaus in ernsthafte Schwierigkeiten, so dass es schliesslich liquidiert werden musste. Damit standen die Vertreter der achten Zellweger-Generation vor einem Neuanfang. Sie mussten mit bescheidenen Mitteln aus eigener Kraft neue Tätigkeitsfelder erobern.

Zwei Vertreter dieser jungen Generation, Salomon und Ulrich Zellweger, zeigten sich alsbald als vielseitige und tatkräftige Unternehmer. Salomon Zellweger war der Hauptpromotor und Mitbegründer der Helvetia-Versicherungen in St. Gallen, die in diesem Jahr ihr 150-Jahr-Jubiläum feiern können. Sein Bruder Johann Ulrich war ein erfolgreicher Kaufmann, Bankier und, in seiner Funktion als Präsident der Basler Missions-Handlungs-Gesellschaft ein Pionier der Entwicklungszusammenarbeit mit Afrika und Indien.

Ausgestattet mit echt appenzellischem Eigensinn und im Geiste der Freihandelstradition, stiessen die beiden Brüder im 19. Jahrhundert in neue ökonomische Gebiete vor. Während Ulrich ein früher Verfechter der Globalisierung des «Fair Trade»-Gedankens war, hat sein Bruder Salomon durch Gründung des ersten Transportversicherers der Schweiz und gleichzeitig der ersten Versicherungsgesellschaft auf Aktienbasis einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der schweizerischen Versicherungsbranche und des Finanzplatzes geleistet.

BERNHARD RUETZ, geboren 1968, ist promovierter Wirtschaftshistoriker und Geschäftsführer des Vereins für wirtschaftshistorische Studien. Über Salomon und Ulrich Zellweger erscheint im Mai 2008 der Band 87 der Reihe «Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik» (www.pioniere.ch).

Durch das Appenzellerland führt keine Nationalstrasse. Und keine Bundesbahn. Wie der öffentliche Verkehr auszusehen hat, bestimmen die Appenzeller selbst. Für die Wahrung ihrer Autonomie bleiben sie freilich auf Bundesgelder angewiesen.

(8) Bundesbahnfreies Hoheitsgebiet

Armin Stoffel

Das Appenzellerland ist landschaftlich reizvoll und politisch eigensinnig, welch zweite Eigenschaft auch mit der besonderen geographischen Lage zusammenhängen mag – das Hoheitsgebiet der beiden Kantone wird lückenlos vom Kanton St. Gallen umschlossen. Die enge Umarmung und die bloss zaghaften Liebeserklärungen führen im Innern zu Geborgenheit und Verbundenheit, zugleich aber zu einem Verlust an Autonomie und Selbstbestimmung. Der Weg in die weite Welt verläuft stets über St. Galler Hoheitsgebiet – alle Bahn- und der überwiegende Teil der Buslinien verbinden das Appenzellerland mit seinem einzigen Nachbarkanton.

Eine Besonderheit des Appenzellerlandes besteht darin, dass weder die Schweizerischen Bundes-Bahnen (SBB) noch die Nationalstrassen dessen Gebiet berühren. Die beiden Appenzell unterscheiden sich damit markant von allen anderen Kantonen. Der Status eines SBB-freien und nationalstrassenlosen Hoheitsgebietes bietet gewichtige Vorteile. Die beiden Kantone als Miteigentümer der Privatbahnen haben in deren Gremien ein zentrales und direktes Mitspracherecht. Der politische Zugriff ist viel unmittelbarer als in einem durchschnittlichen SBB-Kanton. So kann das Angebot des öffentlichen Verkehrs (öV) kurzfristig verändert und den Bedürfnissen der einheimischen Bevölkerung angepasst werden. Ähnliches gilt auch für das Angebot auf den Post-

autolinien. Die PostAuto Schweiz AG, Region Ostschweiz, St. Gallen, entscheidet abschliessend über Verbesserungen, die von den beiden Appenzell gewünscht werden.

Der öV im Appenzellerland ist heute reiner Personentransport; der Güterverkehr spielt sich ausschliesslich auf der Strasse ab. Vor dem Hintergrund der geographischen Gegebenheiten und aus Gründen der Effizienz hat sich diese Arbeitsteilung in den letzten Jahrzehnten so herausgebildet. Die Gestaltung, Organisation und Finanzierung des öV ist immer noch eine klassische Verbundaufgabe von Bund, Kantonen und Gemeinden. Alle drei staatlichen Ebenen haben je ihre spezifischen Aufgaben. Das Zusammenwirken von Bund, Kantonen und Gemeinden darf als in der Regel unproblematisch bezeichnet werden. Solange die Regionalautonomie gewahrt bleibt, besteht jedenfalls kein Anlass, diese eingespielten Mechanismen in Frage zu stellen.

Die beiden Appenzell sind freilich auf Kooperationen angewiesen. Vor rund 10 Jahren ist auf Initiative des Kantons Appenzell Ausserrrhoden das inoffizielle Gebilde «Verkehrsregion St. Gallen» entstanden. Ihm gehören die Kantone St. Gallen, Thurgau, Appenzell Ausserrrhoden und Appenzell Innerrhoden sowie, als einziges kommunales Gemeinwesen, die Stadt St. Gallen an. Diese spezielle Berücksichtigung der Stadt St. Gallen ist eine kluge Entscheidung und darüber hinaus die logische Konsequenz aus der, vor allem auch verkehrstechnischen, regionalen Sonderstellung der Gallusstadt. Seither werden alle grösseren Verkehrsprojekte gemeinsam entwickelt und bearbeitet. Die Vorarbeiten werden in den jeweils zuständigen Fachstellen der Kantone und der Stadt St. Gallen (öV-Aemter, Tiefbauämter oder Planungsämter) geleistet, bei Bedarf unter Beizug externer Fachleute. Die politische Weichenstellung findet anschliessend im Verkehrsrat statt, in dem die vier Kantonsregierungen sowie der Stadtrat St. Gallen vertreten sind. Der Verkehrsrat ist also kein Entscheidungsorgan, sondern bloss das antragstellende Gremium zuhanden der Kollegialbehörden.

Das Appenzellerland ist eine Oase der Privatbahnen; nicht weniger als deren fünf, nämlich Appenzeller Bahnen (AB), Schweizerische Südostbahn AG (SOB), Trogener Bahn (TB), Rorschach-Heiden-Bergbahn (RHB) und Bergbahn Rheineck-Walzenhausen (RhW), sichern die Bahnerschliessung. Während die SOB nur die Gemeinde Herisau bedient und damit das Appenzellerland nur am Rande berührt, stellen die

anderen vier Unternehmen die Verbindung zwischen dem Appenzellerland und dem Nachbarkanton St. Gallen flächendeckend sicher. Nach einem mehrjährigen Vorbereitungsprozess sowie vielen politischen Irrungen und Wirrungen, ist es im Jahre 2006 gelungen, die vier Bahnen zu den «Appenzeller Bahnen» zusammenzuschliessen. Der Bund und der Kanton St. Gallen haben diesen Prozess von Anfang an begrüsst, allerdings die politisch heiklen Entscheidungen vertrauensvoll und grosszügig den Behörden des Appenzellerlandes überlassen. Dieser Zusammenschluss, der nicht in einem anonymen Grossbetrieb, sondern in einem nach wie vor überschaubaren und persönlich gefärbten Mittelbetrieb endet, bringt mittel- und langfristig zahlreiche Vorteile, wie Stärkung der Position nach aussen; nur noch ein Ansprechpartner für Bund und Kantone; kostengünstigerer Mitteleinsatz sowie geringere Abgeltung für dieselbe Leistung oder aber eine bessere Leistung für dieselbe Abgeltung. Wenn es dem Verwaltungsrat und der Geschäftsleitung der neuen Unternehmung nun gelingt, die unterschiedlichen Betriebskulturen zusammenzuführen und so den Reibungsverlust zu minimieren, darf damit gerechnet werden, dass es bei dieser Fusion nur Gewinner gibt.

Die sogenannte Durchmesserlinie von Trogen in die Stadt St. Gallen und von hier weiter bis nach Appenzell ist eines der zukunftssträchtigen Projekte der neuen Appenzeller Bahnen. Dieses Projekt umfasst zwei ganz unterschiedliche Dimensionen, nämlich die Beseitigung des letzten Zahnradstückes auf der Strecke St. Gallen-Appenzell einerseits, so dass inskünftig leichteres und kostengünstigeres Adhäsions-Traktionsmaterial eingesetzt werden kann, sowie die Verknüpfung der heute isolierten Linien Appenzell-St. Gallen und Trogen-St. Gallen andererseits. Somit können namentlich Bahnreisende aus dem Appenzeller Mittelland umsteigefrei das Zentrum der Stadt St. Gallen erreichen. Dieses Vorhaben gilt sowohl beim Bund als auch bei den Behörden von Kanton und Stadt St. Gallen als prioritäres Agglomerations-Projekt, dessen Kosten bis zu 50 Prozent aus Bundesmitteln (Agglo-Topf) gedeckt werden können, vorausgesetzt allerdings, dass die beteiligten Kantone St. Gallen und beide Appenzell die Finanzierung der Restkosten sicherstellen. Das Gelingen dieses Projektes setzt die Überwindung von Unstimmigkeiten voraus, die in der jüngsten Vergangenheit als Folge unterschiedlicher Vorstellungen in der Steuerpolitik aufgetreten sind.

In den letzten Jahren ist das öV-Angebot im Kanton Appenzell Ausserrhoden, in enger Absprache mit den Gemeinden und den jeweils zuständigen Bahn- bzw. Busbetrieben, sukzessive ausgebaut worden. Heute sind sämtliche 20 ausserrhodischen Gemeinden während des ganzen Jahres bis gegen Mitternacht durch den öV erschlossen. Dieses Angebot stellt gesamtschweizerisch eine absolute Spitzenleistung dar und ist Ausdruck des politischen Willens von Kanton und Gemeinden, die Wohnattraktivität des Kantons zu steigern.

Das Appenzellerland ist bekanntlich ein äusserst beliebtes Naherholungsgebiet, schwergewichtig für Gäste aus der Ostschweiz und dem süddeutschen Raum. Vor allem Familien, Schüler sowie Rentner benutzen hierfür sehr oft den öV. Deshalb erstaunt es nicht, dass die AB rund 30 Prozent des Verkehrsertrags den touristischen Gästen verdanken. Ähnlich liegen die Verhältnisse, mit einem geschätzten Anteil von 15 Prozent, auch beim Postauto. Mit der Eröffnung des Re-

Das Angebot des öffentlichen Verkehrs in Appenzell Ausserrhoden ist Ausdruck des politischen Willens von Kanton und Gemeinden, die Wohnattraktivität des Kantons zu steigern.

ka-Feriedorfs in Urnäsch im diesem Frühjahr dürfte diese Tendenz zunehmen. Die Betreiberin rechnet jährlich mit rund 50'000 Logiernächten. Wenn die Bahn- und Busunternehmen, in enger Zusammenarbeit mit den Verantwortlichen im Tourismus, attraktive Angebotskombinationen auf den Markt bringen, wird sowohl der Tourismus als auch der öV von diesem neuen Betrieb in Urnäsch profitieren.

Der öV befindet sich im Appenzellerland auf einem höchst beachtlichen Niveau, das es in den nächsten Jahren zu konsolidieren gilt. Sofern der Bund seine finanzielle Unterstützung im bisherigen Rahmen weiterführt, kann davon ausgegangen werden, dass keine Abstriche am bestehenden Angebot nötig sind. Im öV-Bereich sind die Weichen für eine Vorwärtsstrategie gestellt. Sie müssen nun nur noch gut vermarktet werden.

ARMIN STOFFEL, geboren 1944, ist promovierter Volkswirtschaftler und ehemaliger Departementssekretär im Departement Volks- und Landwirtschaft von Appenzell Ausserrhoden. Er lebt in Herisau A.Rh.





«Stilleben», Öl auf Tannenholz, Kunstharzspray auf Karton, Wandtafellack und Kreide auf Sperrholz, 3 x 8 x 10 m
Kaskadenkondensator Basel, 1999 (Foto: Daniel Infanger)

Die Gemeinde Urnäsch A.Rh. hat zusammen mit der Schweizer Reisekasse ein Feriendorf realisiert. Was als Investition in regionale Wirtschaftsförderung geplant war, entwickelte sich zu einem positiven Testfall für eine moderne Feriensiedlung in ländlicher Umgebung. Die Innenperspektive des Gemeindepräsidenten.

(9) Erlebtes Appenzellerland

Stefan Frischknecht

Seit Mitte März 2008 ist das Reka-Feriendorf von Gästen belebt, und die ganze Region erhält die Chance, eine beliebte Destination für Familienferien zu werden. Urnäsch hat die Herausforderung einer neuen Aufgabe wahrgenommen und wird in jeder Beziehung daran wachsen.

Mitte der 1990er Jahre hatten sich die Urnäsher Gemeindebehörden entschlossen, etwas gegen den Verlust von Arbeitsplätzen und die Abwanderung zu unternehmen. In einer breitangelegten Bevölkerungsbefragung wurden damals Ideen gesucht, die dann unter dem Motto «Mitenand vorwärts» diskutiert und in Bezug auf verschiedene mögliche Stossrichtungen bewertet wurden. Dabei gab man aufgrund der natürlichen Voraussetzungen und der bereits vorhandenen Infrastruktur einer verstärkten touristischen Entwicklung den Vorzug.

Eine Arbeitsgruppe erhielt 1999 den Auftrag, ein konkretes, praktisch realisierbares Projekt zu entwickeln. Die Stossrichtung stand schon in der Startphase fest: Urnäsch verkraftet nur einen sanften, nachhaltigen Tourismus, der auf den vorhandenen Potentialen basiert, aber einen Ausbau der Übernachtungsmöglichkeiten anstrebt. Durch einen externen Berater kam der Kontakt mit der Schweizer Reisekasse (Reka) zustande, deren Erfahrung mit Feriendorf-Projekten bekannt ist.

Die Gemeinde verfügte über ein Grundstück, das sie vor längerer Zeit im Hinblick auf die Wirtschaftsförderung erworben und als Industriegebiet

eingezont hatte. Dort sollte nach den Vorstellungen und Standards der Reka ein Feriendorf entstehen, das auch ein Hallenbad und grosszügig bemessene Allgemeinräume für Kinderbetreuung und Gemeinschaftsaktivitäten anbieten und als Themenschwerpunkt den unmittelbaren Kontakt mit der Landwirtschaft vermitteln sollte.

Die Arbeitsgruppe schätzte die Kosten für die Gemeinde auf 200'000 Franken, eine Investition, die angesichts der angespannten Gemeindefinanzen nicht in Frage kam. Dank der vorbehaltlosen Unterstützung des Projekts durch den Kanton, konnte diese Summe «brüderlich» geteilt werden. Im Herbst 2001 wurde die Machbarkeitsstudie in Auftrag gegeben. Bereits im Sommer 2002 präsentierte die beauftragte Bregenzer Architektengemeinschaft Prof. Gnaiger zusammen mit Dietrich/Untertrifaller (die bereits über Erfahrungen mit vergleichbaren Projekten verfügten) der Urnäsher Bevölkerung verschiedene Varianten. Die Studie zeigte klar, dass sich keine typischen Appenzeller Häuser, sondern Flachdachbauten aufdrängten. Nur so konnten die Anforderungen bezüglich Besonnung und Aussicht erfüllt werden. Klar war von Anfang an, dass Holzbauten entstehen sollten. Wenn schon der gewohnte Baustil nicht zum Zuge kam, dann musste wenigstens Material verwendet werden, mit dem alle vertraut sind und das örtlich in reichem Mass vorhanden ist. Die Baukosten wurden auf 19 Millionen Franken geschätzt.

In der Zwischenzeit konnten mit der Reka die Finanzierungs- und Nutzungsmodalitäten geregelt werden. Die Reka wollte als Mieterin auftreten und nicht als Investorin. Um den von ihr angestrebten Mietvertrag über 25 Jahre abschliessen zu können, brauchte es einen Vertragspartner, der als «Feriendorf Urnäsch AG» ein Eigenkapital von 11 Millionen Franken aufzubringen hatte.

Im November 2002 mussten die Stimmbürger von Urnäsch entscheiden, ob sie das vorgesehene Baugrundstück im Baurecht unentgeltlich für 99 Jahre abtreten wollten. Bei einer Stimmbeteiligung von 66 Prozent kam es zu 75 Prozent Ja-Stimmen. Das Resultat war auch ein deutliches Bekenntnis zu einer Zukunft mit mehr Tourismus, was auf kantonaler Ebene mit etwelchem Erstaunen quittiert wurde. Ohne diese Rückendeckung durch die Ortsbevölkerung hätte das Projekt der neuen Feriendorf Urnäsch AG mit öffentlicher und privater Beteiligung keine Chancen gehabt.

Der nächste Schritt zur Realisierung, die unter den Leitspruch «Es gibt nichts Gutes, ausser man

STEFAN FRISCHKNECHT, geboren 1956, hat eine Ausbildung als Betriebsökonom HWV, ist Gemeindepräsident von Urnäsch und Geschäftsführer der Feriendorf Urnäsch AG.

tut es» gestellt wurde, war eine breit angelegte Sammelaktion zur Beschaffung des erforderlichen Eigenkapitals. Aufgrund der vereinbarten Mietverträge konnte nicht mit einer Rendite auf dem Eigenkapital gerechnet werden. Das Ausserrho-der Kantonsparlament bewilligte einen Beitrag von 1,5 Millionen Franken. Dies signalisierte nach aussen, dass dem Projekt eine Bedeutung beigemessen wurde, die über das Dorf Urnäsch hinausreicht. In der Folge zeichneten über 850 Personen, Firmen und Institutionen 6, 9 Millionen Franken Aktienkapital. Die für solche Projekte sehr wichtigen privaten Ausserrho-der Stiftungen erklärten sich bereit, das Projekt namhaft mitzufinanzieren. Ende 2004 stand fest, dass die Finanzierung der Feriendorf Urnäsch AG gesichert war. Erstaunlich ist dabei zweierlei: zwar stammen über 300 Aktionäre aus Urnäsch (2300 Einwohner), weitere 500 Aktionäre kommen aber von ausserhalb. Es ist offenbar gelungen, auch weitere Kreise davon zu überzeugen, dass das Feriendorfprojekt zu einem wirtschaftlichen und politischen Impuls werden kann, von dem die ganze Region profitiert.

Die Grundidee des Projektes beruht auf der Gegenseitigkeit des touristischen Erlebnisses. Das Appenzellerland soll für die Feriendörfgäste nicht nur Feriendestination sein, sondern sie sollen das Appenzellerland auch im Feriendorf selbst erleben können. Der Baustil ist modern und urban. Es ist die zeitgenössische Antwort auf die Anforderung, auf einer Fläche von 12'000 Quadratmetern 50 Wohnungen, ein Hallenbad, einen Gemeinschaftsraum, eine Art Kindergarten, einen Kleintierstall und genügend Spielflächen bereitzustellen. Also muss das Appenzellerland in den verwendeten Materialien erlebbar sein. Die Gebäude sind praktisch ausschliesslich aus Holz gefertigt, das in einem Umkreis von 10 Kilometern um das Feriendorf herum gewachsen ist. Das Forstamt Urnäsch hat für dieses Projekt rund 2'700 Kubikmeter Holz geschlagen. Das sind über 4'000 Weiss- und Rottannen, die geerntet und zur Verarbeitung zugeschnitten wurden. Der gesamte Innenausbau ist aus Weisstannenholz, die Konstruktion und die Aussenfassade besteht aus Rottannenholz. Die Siedlung erfüllt den Minergie-Standard. Um ein gesundes Raumklima zu schaffen, ist das Holz unbehandelt. Die Innenräume erfüllen die ökologisch-ökonomischen Anforderungen, d.h. die Raumluft wird nicht durch chemische Ausscheidungen der Baumaterialien belastet. Beheizt werden die Wohnungen durch einen Fernwärmeanschluss, der

Bestandteil eines grösseren Fernwärmeverbunds ist und grösstenteils mit Holz aus Urnäser Wäldern befeuert wird.

Das Feriendorf, das Tradition mit Fortschritt verbindet, hatte bis zur Fertigstellung in diesem Frühling einige hohe Hürden zu überwinden. Die Akzeptanz des von vielen zunächst doch noch als Fremdkörper empfundenen Gebäudekomplexes war in der Urnäser Bevölkerung nicht leicht zu finden. Dennoch ist dies weitgehend gelungen. Insgesamt waren für das Projekt zwei Volksabstimmungen notwendig. Beide brachten es auf 75 Prozent Zustimmung. Doch nicht nur das politische Ja an der Urne, auch die Bereitschaft zum persönlichen finanziellen Engagement als Aktionär demonstrierte die Bereitschaft zum Neuen, Ungewohnten. Landauf, landab wird betont, wie wichtig die Verbindung zwischen Tradition und Fortschritt für die Zukunft der Dörfer und der kleinen Kantone sei. Offenbar rennt man damit auch bei einer als konservativ geltenden und mit dem Hergebrachten verhafteten Bevölkerung offene Türen ein. Die Einsicht, dass wir einiges unter-

Das Appenzellerland soll für die Feriendörfgäste nicht nur Feriendestination sein, sondern sie sollen das Appenzellerland auch im Feriendorf selbst erleben können.

nehmen müssen, um ein intaktes lebendiges Dorf zu bleiben, ist in den letzten Jahren gewachsen.

Im Laufe der Finanzbeschaffungsaktion wurden wir mehrmals gefragt, woher wir denn den Mut nähmen für ein solches Vorhaben, und ob wir uns nicht vor einem allfälligen Scheitern fürchteten. «Z'Tod g'föcht ischt au gschorbe», sagt eine alte appenzellische Volksweisheit. Und danach haben wir gehandelt. Ohne das Wagnis, das schier Unmögliche zu realisieren, wäre das Feriendorf sicher nie zustandegekommen. Das Risiko des Scheiterns ist nie auszuschliessen. Wir mussten es gegenüber den Chancen abwägen, etwas für die wirtschaftliche Entwicklung, für einen sanften, nachhaltigen Tourismus zu tun, für eine Form des Tourismus, die unseren Traditionen entspricht und zu unserer sorgfältig gepflegten Kulturlandschaft passt. Die grosse Zustimmung, die das Projekt weit über Urnäsch hinaus gefunden hat, zeigt, dass wir auf dem richtigen Weg sind.

Während es andernorts zu zünftisch und gewerkschaftlich immer stärker regulierten und damit krisenanfälligeren Formen der Arbeitsteilung kam, haben sich die nonzentralen Strukturen des Appenzellerlandes als erstaunlich robust erwiesen. Sie sind kein Relikt, sondern weisen in die Zukunft.

(10) Das «Häämetli» als Urzelle der Gemeinschaft

Rober Nef

«Heimat zu verkaufen» – diesen Inseratentext (samt Preisangabe) kann man auch heute noch gelegentlich in appenzellischen Zeitungen lesen. Wer mit dem lokalen Sprachgebrauch nicht vertraut ist, könnte tatsächlich meinen, es handle sich buchstäblich um den schrittweisen Ausverkauf der Heimat, um den letzten Akt der kapitalistischen Selbstaufgabe durch Selbstverkauf. «Häämetli», die kleine Heimat, meint aber nichts anderes als ein Heimwesen, ein freistehendes Bauernhaus, wie es in Streusiedlungen üblich ist, samt Umschwung natürlich. Dass solche Grundstücke als Privateigentum auf den Markt kommen, wenn keiner der Erben sie übernehmen will, hat überhaupt nichts Heimatfeindliches an sich. Im Gegenteil, das «Häämetli» wird für jemand andern zur kleinen Heimat.

Ursprünglich versorgten sich die «Häämetli» weitgehend selbst, durch Subsistenzwirtschaft in der Kernfamilie, allenfalls ergänzt durch Hilfspersonen: Ökonomie als Hauswirtschaft im ursprünglichen Sinn. Der Kleinbauer besorgte zusammen mit seiner Familie den Hof. Beim Hausbau und bei der Geräteherstellung half man sich gegenseitig aus und entwickelte dabei eine Art Spezialisierung im Nebenerwerb. Jede Familie war selbstversorgende Produktions- und Lebensgemeinschaft, erweitert um irgendeine zusätzliche Kompetenz, die man tauschen oder verkaufen konnte. Die Landesverteidigung beruhte auf dem Milizprinzip: jeder Wehrfähige ist Soldat auf Abruf. Der Horizont dieser geschlossenen Systeme wurde allerdings schon im Mittelalter überschritten, nachdem eine wachsende Bevölkerung nicht mehr auf neue Rodungen und

intensivere Bewirtschaftung ausweichen konnte, sondern vor der Alternative stand, entweder auszuwandern oder ihr landwirtschaftliches Auskommen durch Alpwirtschaft, Heimarbeit, Handel und Dienstleistungen zu ergänzen.

Diese Entwicklung hat schon früh eingesetzt und ausserhalb der zünftisch überregulierten, feudalisierten Städte zu jenen Formen des spontanen Tauschs geführt, die von aussen als appenzellisches Bevölkerungs- und Wirtschaftswunder wahrgenommen wurden. Der deutsche Reisechriftsteller Ebel schrieb dazu schon 1790, «dass nur da, wo dem freiesten Spiel der Kräfte und Thätigkeit der Menschen keine Schranken und Hindernisse gesetzt sind und sie unter keiner Art des Drucks leben, jede Unternehmung und Arbeit den glücklichsten und schnellsten Fortgang hat und haben muss».

In den vielen, weitverstreuten «Häämetli» des Appenzellerlandes wird seit je nicht nur gearbeitet, sondern «gschaffet». Man hat vorausgesagt, die Menschen der Zukunft würden alle in städtischen Agglomerationen leben und das Land werde schrittweise veröden und verganden. Diese Prognose deckt sich nicht mit dem Trend. Stadt und Land werden heute nicht mehr als sich gegenseitig ausschliessende Gegensätze erlebt, sondern als unterschiedliche Angebote für eine heimatliche Umgebung, die an unterschiedlichste, sich im Lauf des Lebens wandelnde Bedürfnisse angepasst werden kann.

Den beschriebenen nonzentralen Produktions- und Lebensformen, die durch entsprechende Verkehrsnetze und durch die Computertechnologie erleichtert werden, entspricht auch ein durchaus effizientes politisches System. Die Meinung, die vor allem lokal praktizierte direkte Demokratie führe auf fast allen Ebenen zu einem immer komplexeren Blockadesystem gegenseitigen Mitbestimmens und Mitbestimmtwerdens, das heisst zu einer laufend intensiver werdenden Politisierung, hält einer Überprüfung nicht stand. Was politisch-administrativ an Komplexität hinzukommt und die lokalen Verwaltungen immer mehr belastet, sind die vielen Vollzugsaufgaben, über die zentral in Bern oder gar in Brüssel geliefert wird. Die gemeinsam zu treffenden politischen Entscheidungen und Wahlen auf Kantonsebene, der grossen Heimat, sind über Jahrhunderte an einem einzigen Sonntag im Jahr, an der Landsgemeinde erfolgt; die übrigen 364 Tage gehörten dem «Häämetli», seiner Ökonomie und seiner Kultur. Wohl dem, der solche Heimat hat.



«Achate», Öl auf Spanplatten, 6-teilig, je ca. 250 x 125 x 7 cm, Museum für Gegenwartskunst Basel, 2002, Foto: Martin Bühler